

Zur Situation junger Ordenspriester in der Zeit der Berufseinführung (2. Bildungsphase)

Peter Köster SJ, Frankfurt am Main

Vorbemerkung:

Ich versuche zunächst einige *Phänomene* zu beschreiben, von denen ich glaube, daß sie für die gegenwärtige Situation junger Ordenspriester in der 2. Bildungsphase mitbestimmend sind. Was ich zu beschreiben versuche, wird den meisten nicht ganz neu sein. Auch nehme ich für mich nicht in Anspruch, die Phänomene erschöpfend und differenziert genug darzustellen. Sie können bestenfalls Schlaglichter sein, die das *Lebensgefühl* der jungen Mitbrüder verdeutlichen.

Im zweiten Teil möchte ich auf einige *Konsequenzen* aufmerksam machen, die m. E. von den Ordensgemeinschaften nicht unberücksichtigt bleiben dürfen.

I. *Phänomene*

A. *Allgemein*

1. Unsere Gesellschaft ist von einer alle Lebensbereiche umfassenden *Mobilität* geprägt, die wiederum Folge eines umfassenden sozialen Wandels ist. Diesen Wandel kann man vielleicht am besten als „Prozeß gesellschaftlicher Differenzierung“ charakterisieren: Familie, Arbeit, religiöse Gemeinschaft, politische Gemeinschaft sind autonome, soziale Bereiche und Systeme geworden – mit jeweils anderen Spielregeln. Diese Mobilität hat Ausmaße angenommen, die viele einfach überfordert und in ihnen Gefühle von Anonymität und Einsamkeit, von Lebensangst und Ohnmacht, von Orientierungsverlust hinterläßt.

2. Unsere Gesellschaft ist *autonom* geworden und produziert auf eigene Weise Wahrheiten, Lebensstile und persönliche Identitäten (oder was sie dafür hält), die oft im Widerspruch zur christlichen Botschaft stehen. Das System unserer Industriegesellschaft erzeugt auch die Motive, die es braucht, selbst, und zwar vorwiegend durch Auslese und Anpassung. Die komplexen Eigengesetzlichkeiten der wirtschaftlichen Organisation und der Administration einer Massengesellschaft bringen bei immer mehr Menschen die Erfahrung von Heimatlosigkeit, Sinnlosigkeit und Lebensverneinung hervor.

3. Unsere Gesellschaft ist weitgehend so organisiert, daß sie zur Lösung ihrer wichtigsten Probleme *des christlichen Glaubens nicht mehr bedarf*. Sie

kann unabhängig von den „Überzeugungssystemen“ funktionieren, die der einzelne in Anlehnung an bestimmte Gruppen („kognitive Minderheiten“) ausbildet. Dennoch beeinflußt sie die Menschen bis in ihre Daseinsmotivation und in ihre unbewußten Gewissensreflexe hinein. Diese Einflußnahme geht so weit, daß die kirchliche Verkündigung, wie man glauben und leben sollte, mehr und mehr in den Bereich des Unverständlichen rückt.

In unserer Gesellschaft wird der christliche Glaube noch in Anspruch genommen zur Bewältigung der privaten Grenzerfahrungen des Einzelnen und zum Aufbau eines persönlich sinnvollen Lebens. Religion ist also im Bewußtsein der Leute zu einem Teil ihrer freien Lebensgestaltung, ihrer Privatsphäre geworden.

4. Gesellschaft und Kirche driften immer mehr auseinander.

Die Sprache unserer Zeitgenossen und die Sprache der kirchlichen Überlieferung entfernen sich immer weiter voneinander. Man muß realisieren, daß zunehmend Kirche (wie sie sich in Lehre und Organisation darstellt) und die Erfahrung der Alltagswirklichkeit für den heutigen Menschen gegensätzliche oder beziehungslose Größen sind. Immer weniger Menschen sehen sich in der Lage, aus der christlichen Überlieferung und Botschaft produktive Antworten für die Sinndeutung und Bewältigung ihres Lebens zu entwickeln. Der Sinn von Glaube und Christsein in dieser Gesellschaft ist vielen nicht mehr plausibel zu machen.

Die Entwicklung der modernen Gesellschaft hat die Kirche nach und nach in eine religiöse Organisation nach modernem, bürokratischen Zuschnitt verwandelt und gerade so ihrem Wesen als Gemeinschaft der Glaubenden entfremdet.

5. Wir sehen uns mit gesellschaftlichen Entwicklungen konfrontiert, die die Basis religiösen Lebens ruinieren. Vor allem das Kalkül des Nutzens, des persönlichen Vorteils, breitet sich atmosphärisch immer mehr aus und legt sich wie Rauhreif auf alle Lebensräume. Diese Mentalität zerstört menschliche Beziehungen und gewachsene religiöse Traditionen, erschüttert die überlieferten Muster der inneren und äußeren Lebensführung, verdirbt die Atmosphäre eines Gemeinwesens und die Wohnlichkeit einer Gegend.

6. Der Rückgang des Gottesdienstbesuchs und der Inanspruchnahme kirchlicher Dienste, signalisiert einen fortschreitenden Rückzug aus der Kirche. Diese Distanzierung ist z. T. keine speziell religiöse Erscheinung, sondern Teil eines grundlegenden Verhaltensmodus in dieser komplexen Gesellschaft. Religiöses Fragen ist keineswegs verstummt, aber die Religiosität vieler Christen entspringt subjektiver Wahl und ist vorrangig an der Sinndeutung und Bewältigung des privaten und familiären Lebens orientiert. Durch diese Art von Auswahlchristentum ist die Substanz des Glaubens elementar gefährdet. Die religiöse Sozialisation ist nicht mehr gesichert.

Unsere christlichen Gemeinden (und Gemeinschaften) erscheinen oft nur als Solidargemeinschaften gutmeinender Leute, die sich gegenseitig in ihren individuellen Interessen unterstützen. Eine bloß an individueller Religiosität orientierte Theologie, Pastoral und Spiritualität kann diese Entwicklung nur verstärken.

B. Phänomene mit negativem Einfluß

1. Die genannten Phänomene sind allgemeiner Art und betreffen nicht nur das Lebensgefühl vieler junger Mitbrüder in der Zeit der Berufsführung. Dennoch machen sie diesen Priestern *mehr* zu schaffen als gemeinhin angenommen wird und den Gemeinschaften, in denen sie leben, sowie den Verantwortlichen m. E. bewußt ist.

Besonders gravierend erscheint die Tatsache, daß das Amt heute den Priester nicht mehr trägt, sondern umgekehrt: der einzelne Mitbruder durch seinen persönlichen Einsatz, durch seine Menschlichkeit und Reife, seine Echtheit und Kompetenz dem Amt erst wieder Ansehen und Ausstrahlung verschaffen kann. Die meisten fühlen sich darin überfordert. Sie werden von einzelnen Gläubigen bzw. kirchlichen Gruppen oft in einer Weise als Identifikationspersonen in Anspruch genommen, die ihrem Lebensalter, ihrer Lebenserfahrung und menschlichen Reife noch nicht entspricht. Manche spüren schmerzlich, daß es nicht von ihrer Stola, ihrer Theologie, auch nicht von ihren pastoralen Methoden und Techniken abhängt, ob z. B. dem kirchlichen Leben entfremdete Jugendliche wieder einen Zugang zur Kirche finden. Sie haben erfahren, daß alles, was sie gelernt haben und noch lernen, am Ende nur so viel taugt, wie sie es in ihre Gesamtpersönlichkeit, in das Ganze ihrer Biographie integrieren konnten.

2. Manche traditionelle Formen priesterlichen Wirkens, die seit Jahrzehnten, wenn nicht noch länger, in vielen Gemeinschaften üblich waren, haben für die jungen Mitbrüder ihre Anziehungskraft verloren. Sie scheinen ihnen den Nöten des modernen Menschen nicht mehr zu entsprechen. Bei der Suche nach neuen Wegen tun sich unsere Gemeinschaften meist schwer, ihren Dienst als *gemeinschaftlichen* Dienst; als Ausdruck einer gemeinsamen Berufung zu erleben und darzustellen. Die Individualisierung des seelsorglichen Dienstes, der Verlust gemeinsamer, pastoraler Unternehmungen, nicht selten auch die Undurchschaubarkeit bzw. Unverständlichkeit provinzieller Personal- und Aufgabenpolitik, hinterlassen ein tiefes Gefühl von Alleingelassenheit und Entfremdung gegenüber der eigenen Gemeinschaft.

3. Die jungen Mitbrüder sind mehr noch als früher auf einen Ort angewiesen, der ein Gefühl der Zusammengehörigkeit bietet, wo über Gelungenes und Mißerfolge gesprochen wird, wo Enttäuschungen, Ängste und Freude Anteilnahme finden, wo Sorgen geteilt und Wunden geheilt werden, wo

Raum bleibt für eigene Ideen. Mit wem sprechen die jungen Mitbrüder über diesen verborgenen Bereich? Die Defizite im emotionalen Bereich verlangen heute mehr Aufmerksamkeit, weil eine Menge anderer Stützen weggebrochen sind.

4. Einige stellen sich die Frage, ob sie sich nicht von einer Art Spiritualität haben verführen lassen, die nun belanglos geworden ist. Bei der Suche nach überzeugenden Gesprächspartnern aus den eigenen Reihen für den persönlichen Glaubensweg haben manche aufgegeben.

5. Die Erfahrung, daß sexuelle Triebe, die lange unterhalb der Schwelle des Bewußtseins blieben, plötzlich ins Zentrum des Bewußtseins drängen, offenbart oft eine Unfähigkeit, sexuelle Triebe, Wünsche und Bedürfnisse fruchtbar in eine zölibatäre Lebensweise einzubeziehen. Bei manchem kommt der Wunsch auf, der emotionalen Verarmung in der Gemeinschaft zu entfliehen und ein neues Leben zu beginnen, in dem Intimität unmittelbarer erfahren werden kann.

In diesem Zusammenhang muß man berücksichtigen, daß die zölibatäre Lebensform von den sog. praktizierenden Gläubigen heute weniger verstanden und weniger mitgetragen wird.

6. Manche der jungen Mitbrüder haben nicht gelernt, ihr Leben sinnvoll zu organisieren, eine klare Struktur in ihren Alltag zu bringen. Sie fühlen sich mit Arbeit und Erwartungen anderer überhäuft; erleben sich unfähig, Distanz zu gewinnen, notwendige Konflikte zu riskieren und durchzutragen; Perspektiven zu entwickeln, Prioritäten zu setzen und finden in ihrem Konvent oft niemanden, der ihnen sortieren hilft. Der Mitbruder, „unter“ dem sie arbeiten bzw. der für sie primär verantwortlich ist, fällt als Mentor meistens aus. Die meisten „Einbrüche“ sind Folgen einer Lebenspraxis, in der elementare Lebensgrundlagen (eine gewisse Ausgeglichenheit des physischen, psychischen und geistig-spirituellen Haushalts) mißachtet werden.

In diesem Kontext wird schmerzlich bewußt, daß viele während ihrer Ausbildung (vom Noviziat bis zur Priesterweihe) eine kontinuierliche und qualifizierte geistliche Begleitung vermißt haben.

Hier wird auch deutlich, daß die Gemeinschaften oft nicht die visionäre und generative Kraft aufbringen, den jungen Mitbrüdern eine tragende Lebensperspektive und spirituelle Identität zu vermitteln. Von daher entfällt auch die Möglichkeit und die Legitimation, Bewährungssituationen zu schaffen, in denen sich zeigt, ob jemand über genügend Selbststand und spirituelle Tiefe „verfügt“.

C. Phänomene, die einen positiven Einfluß auf das Lebensgefühl der jungen Mitbrüder ausüben

1. Viele verfügen über einen kreativen Freiraum, der ihnen im pastoralen und liturgischen Bereich vor allem unter Jugendlichen viel Initiative und Gestaltungsmöglichkeiten beläßt.
2. Die Brüderlichkeit, die mancherorts junge Mitbrüder im Kontakt mit ihren Obern und Vorgesetzten erfahren, stärkt ihr Selbstwertgefühl, die persönliche Verantwortung und gemeinsame Berufung.
3. Die Erfahrung, daß in einigen Gemeinschaften den jungen Priestern von der Ordensleitung ein qualifizierter Mitbruder als kompetenter Mentor für die Zeit der Berufseinführung zur Seite gegeben wird, vermittelt ihnen die Überzeugung, daß der Gemeinschaft an den jungen Mitbrüdern auch nach deren Ausbildung gelegen ist.
4. Gute Freunde, Menschen auch außerhalb des Ordens, die ein wirkliches Interesse am Wachsen und Reifen ihrer persönlichen Berufung als Ordensmann und Priester haben.

Die genannten Phänomene bestimmen in sehr unterschiedlicher Weise das Lebensgefühl der jungen Mitbrüder in der Zeit der Berufseinführung. Die Situation ist m. E. nicht so schicksalhaft, wie sie von einigen Betroffenen empfunden wird. Es kommt sehr darauf an, inwieweit einer zu der Situation, in der er steckt, noch einmal ja oder nein sagt. Entscheidend ist, ob er, wenn nötig, zu einer wirksamen Veränderung seiner Situation entschlossen ist.

II. Konsequenzen

Nun zu den Konsequenzen, die von den Ordensgemeinschaften m. E. für ihre jungen Mitbrüder nicht vernachlässigt werden dürfen:

Die *ordensspezifische* Gestaltung der 2. Bildungsphase kann nicht mit vier Wochen Kursarbeit im Jahr „abgegolten“ werden, die man an eine Bildungsinstitution delegiert. Die Kurse werden für die jungen Mitbrüder erst fruchtbar, wenn sie auf eine entsprechende *Infrastruktur* in den einzelnen Provinzen und Gemeinschaften aufbauen können. Dazu gehören:

1. *Kommunitäten*, Konvente mit einer Atmosphäre und einem Lebensstil, in dem die jungen Priester menschlich und geistlich reifen können. Manche Konvente sind beinahe tödlich für diese Leute. Es scheint mir nicht ungebührlich, zu verlangen, daß Konvente, in denen immer wieder Mitbrüder in der Zeit der Berufseinführung leben, nicht beliebig zusammengesetzt sind. (Ob man solche Kommunitäten „Ausbildungskommunitäten“ nennt, ist eine nebensächliche Frage).

2. *Arbeitsfelder*, in denen sich die jungen Mitbrüder von ihrer persönlichen Entwicklung und Reife sowie von ihren pastoralen Neigungen und Ersterfahrungen her zurechtfinden können. „Erfolg“ oder „Mißerfolg“ in den ersten praktischen Jahren (so zweideutig diese Worte auch klingen) entscheiden oft über die Zukunft einer priesterlichen Existenz.

3. *Mentor*. Die jungen Mitbrüder brauchen einen qualifizierten Gesprächspartner, mit dem sie ihre pastoralen Erfahrungen, Probleme und Fragen, Ängste und Wünsche offen besprechen können. Das sollte nach Möglichkeit jemand sein, der in den eigenen Reihen so viel Kompetenz und Durchsetzungsvermögen hat, daß er den jungen Mitbruder seinen Stil und seine Prioritäten finden lassen kann.

Es bestehen starke Zweifel, ob in den Gemeinschaften die Zahl der für diese Aufgabe geeigneten und speziell ausgebildeten Begleiter ausreicht.

4. *Destinationen* sollten in der Regel mit dem Betroffenen, der Kommunität und dem Mentor möglichst rechtzeitig und transparent genug besprochen werden. Es ist gefährlich, wenn bei den Betroffenen der Eindruck entsteht, die Ordensleitung handle in ihrer Personalpolitik nach dem Strickmuster: Zwei rechts, zwei links, drei fallen lassen.

Für die ordensspezifische Gestaltung der 2. Bildungsphase müssen die einzelnen Provinzen und Gemeinschaften *selbst* die Voraussetzungen dafür schaffen, daß die Mitbrüder in den Jahren der Berufseinführung die Erfahrung machen: Es lohnt sich wirklich, als Ordenschrist und Priester zu leben. Diese Anstrengungen kann man nicht nach außen, z. B. an ein Ausbildungsinstitut delegieren.